



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jesuiten

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der
Stiftung des Ordens bis jetzt

Griesinger, Carl Theodor

Stuttgart, 1866

III. Die jesuitischen Missionen in Amerika

urn:nbn:de:hbz:466:1-11947

tugiesischen Niederlassungen und Factorien an der Westküste Afrika's Agenten der Gesellschaft Jesu erschienen, so kamen sie nicht, um das Christenthum zu predigen oder um sich bleibend niederzulassen, sondern um eine Ladung Schwarzer einzukaufen und dieselben als Sklaven nach ihren Kolonien in Amerika zu schleppen.

III. Die jesuitischen Missionen in Amerika.

Mit den Portugiesen kamen die Jesuiten nach Asien, mit den Portugiesen nach Afrika und abermals mit den Portugiesen nach Amerika.

In letzterem Welttheil nämlich besaßen die Portugiesen ein ungeheures Ländergebiet, welches unter dem Namen Brasilien bekannt ist, und dahin sandte König Johann III. von Portugal anno 1549 eine Flotte mit verschiedenen Ansiedlern, die im Golfe von Bahia an der östlichen Küste des mittäglichen Amerika die Stadt San-Salvador anlegen sollten. Weil nun aber das Missionswerk Franz Xaviers in Asien so außerordentlich gut gedieh und die Völker Asiens dadurch in gute Unterthanen verwandelt wurden, so erbat sich der König von Loyola, dem Jesuitengeneral in Rom, auch für Amerika einige Missionäre, in der Hoffnung, daß es die schwarzen Patres mit den Bewohnern Westindiens gerade so weit bringen würden, als sie es mit den Ostindiern gebracht hatten, und Loyola, die Wichtigkeit dieser Mission auf den ersten Blick erkennend, verwilligte ihm sofort sechs Mitglieder seines Ordens. Die Sechs, darunter der durch seine rastlose Energie, so wie durch seine fein überlegende Klugheit nicht mit Unrecht von den Geschichtschreibern der Societät überaus hochgepriesene Emanuel Nobrega, erbauten sich sofort in San-Salvador ein Haus, d. i. eine Residenz, und begannen von hier aus ihre Streifzüge in's Innere des Landes, um zu sehen, was mit den Eingebornen anzufangen sei. Diese letzteren jedoch (so viel zeigte sich bald) hatten einen ganz andern Charakter, als die ver-

weichlichten heruntergekommenen Hindus, und waren durch die Erpressungen und Quälereien der Europäer wo möglich noch wilder, roher und grausamer geworden, als sie es zuvor schon gewesen. Die Jesuitenpatres fanden daher keine gute Aufnahme bei ihnen und konnten in Folge dessen auch nicht viel ausrichten, am allerwenigsten im Anfang, wo sie von der Sprache der Indianer — so nennt man die Eingebornen Amerika's gewöhnlich — noch nichts verstanden. Ueberdem mußten sie in steter Angst leben, von den Wilden, die stets ein Gelüste nach Menschenfleisch hatten, ermordet zu werden, und auch sonst hatten sie der Drangsale bei ihren Wanderungen so viele zu erdulden, daß man sich nur wundern muß, wie sie trotz allem dem in ihrem Eifer nicht nachließen. Doch bald sahen sie ihre Bemühungen wenigstens von „einigem“ Erfolge gekrönt, indem die Indianer ihnen erlaubten, alle die Unglücklichen, welche „zum Gefressenwerden“ verurtheilt waren — meist Gefangene, die sie in ihren ewigen Fehden mit andern Stämmen gemacht hatten — vor der Abschachtung zu taufen *). Ueberdem gelang es ihnen, auf die indianischen Weiber — wenigstens auf die Weiber der Stämme, welche in der Nähe der europäischen Niederlassungen ihre Lager aufgeschlagen hatten — einzuwirken und dieselben zu bestimmen, daß sie sich Rosenkränze und Agnus Dei schenken ließen; durch die Weiber aber erhielten sie auch Einfluß auf die Männer und das Resultat war immer der Actus der Taushandlung, mit welchem die Bekehrung als vollendete Thatsache abgeschlossen wurde, obwohl die Getauften vom Christenthum gar nichts inne hatten. Schließl. endlich brachten sie es dahin, daß die meisten Weißen in den portugiesischen Niederlassungen, so wie die Mischlinge, d. i. die Abkömmlinge von Weißen und Indianerinnen, sie als Beichtväter annahmen und — was die Hauptsache war — ihnen große Stücke ihrer weitläufigen Ländereien präsentweise abtraten, um Residenzen und Collegien erbauen zu können.

*) Nicht selten übrigens nahmen die Indianer die Erlaubniß zum Tausen der Menschenopfer zurück, und zwar aus dem Grunde, weil sie das Vorurtheil hatten, das Fleisch der Opfer verliere durch den Akt der Taushandlung am guten Geschmack. Sie hielten nämlich die Taushandlung für eine Zauberformel und die Jesuiten hüteten sich wohl, ihnen diesen Aberglauben zu nehmen.

Dieß geschah auch allüberall, wo es nur irgend möglich war, und bald blühten in San-Salvador, in Fernambuco und in Rio-Janeiro drei großartige und äußerst zahlreich besuchte Erziehungsanstalten. Nicht lange hernach — noch keine zwanzig Jahre nach ihrer ersten Landung — hatten die Jesuiten auch bereits die Grenzen Brasiliens überschritten und waren nach Peru eingedrungen, wo sie in Lima, La-Paz und Cusco ebenfalls Collegien errichteten. Wiederum zwanzig Jahre später aber besaßen sie in jedem Theil des südlichen und mittäglichen Amerika, in welchem die Fahnen Portugals oder Spaniens wehten, besonders in Chili, Mexiko, Tucuman und Maranham Niederlassungen und ihre Agenten und Missionäre durchzogen den ganzen ungeheuren Continent von der Meerenge von Panama bis nach der Magellansstraße hinab, so wie umgekehrt von Panama hinauf bis an den Rio del Norte. Ja sogar bis nach Canada drangen sie vor und stolz entfaltete sich daselbst das Banner Ignatii, so lange die weiße Fahne mit den drei Lilien es schützte. Doch so wie das Land von den Franzosen den Engländern übergeben wurde, mußten die Jesuiten den Wanderstab ergreifen und sich über Hals und Kopf nach dem Süden hinab flüchten, denn weder die Engländer, noch die Holländer, noch die Dänen duldeten in ihren amerikanischen Kolonien jesuitische Niederlassungen.

So groß nun aber auch die Macht und die Besitzthümer waren, welche sich die Jesuiten in den einzelnen Ländern Amerika's zu erwerben wußten, so verschwindet diese Größe fast in ein Nichts vor einer andern Acquisition, die sie in demselben Amerika machten, nämlich vor der Acquisition eines eigenen Reichs, und zwar eines Reichs zum mindesten doppelt so groß, als Italien, über welches sie als vollkommen souveraine Herren regierten. Dieses Land hieß Paraguay und da es wohl noch nie erhört worden ist, daß ein geistlicher Orden sich zu einem souverainen König emporschwang, so dürfte es wohl der Mühe werth sein, ein wenig näher auf die Sache einzugehen. Das „jetzige“ Paraguay, einer der kleinsten Freistaaten des südlichen Amerika, wird westlich vom Paraguaystrome, östlich und nördlich von Brasilien, südlich vom Parana begrenzt und umfaßt nur 4175 Quadratmeilen; das Paraguay des 16. und 17. Jahrhun-

berts dagegen war unendlich viel größer und umfaßte so ziemlich alles Land, welches gegenwärtig die Staaten des La-Plata und der Banda-oriental einnehmen. Dasselbe bildet fast durchweg eine nach Süden und Westen abhängende Ebene mit nur wenigen, kaum bis zu tausend Fuß ansteigenden Hügelreihen und ist von einer Menge der herrlichsten Ströme bewässert, die sich sämmtlich, wie insbesondere auch der Paraguay- und Uruguaystrom, in den Parana (dieser nimmt nach der Vereinigung mit dem Uruguay den Namen Rio de La-Plata an) ergießen. Das Klima ist halbtropisch und es übertrifft deßhalb auch die Fruchtbarkeit des Bodens fast alle anderen Länder der Welt. Somit gedeihen hier nicht bloß die gewöhnlichen Fruchtgattungen, die der Mensch zu seinem Lebensunterhalt benützt, sondern mit noch weit größerem Vortheil pflanzt man Tabak, Baumwolle und Zucker. Nicht minder bedeutend, ja fast noch bedeutender erscheint die Thierwelt und es weiden daselbst wahrhaft ungeheuerliche Heerden theils von Wild aller Art, wie von Schweinen, Hirschen und Rehen, theils von zahmem Vieh, besonders von Ochsen und Pferden; nichts aber gleicht vollends der Pracht der Wälder, und sogenannte Barrigudos von drei Klaftern im Umfange, so wie Palmbäume von hundert und achtzig Fuß Höhe gehören keineswegs unter die Seltenheiten. Kurz es ist ein wunderbar herrliches Land und das Einzige, was vielleicht in entgegengesetzter Richtung geltend gemacht werden kann, dürfte in dem Umstande liegen, daß während der Regenzeit oft ungeheure Strecken unter dem Wasser verschwinden.

Der erste Entdecker dieses mächtigen Ländergebiets war der Spanier Juan Diaz de Solis, Großsteuermann von Kastilien, der anno 1516 in den Rio de La-Plata einfuhr und daselbst von den Indianern getödtet (nach der Ermordung verzehrten sie ihn Angesichts seiner auf dem Schiff befindlichen Mannschaft) wurde. Drei Jahre später sandte Don Martin de Sosa, Generalkapitän von Brasilien, den Alexis Garcia mit noch vier andern Portugiesen, lauter kühnen und starken Männern, nach dem Rio de La-Plata, damit sie es versuchten, von da bis zu dem gold- und silberreichen Peru, das den Spaniern gehörte, vorzubringen, und diese verwegene Fahrt wurde auch in der That ausgeführt; auf dem Heimweg aber wurde Garcia mit zweien seiner Gefährten von den

Wilden erschlagen und es gelangten also nur die beiden Uebrigbleibenden nach der Stadt Bahia oder San-Salvador zurück. Ganz ebenso unglücklich endete die Expedition des Georg Sedeno, der sich mit sechzig andern Portugiesen ebenfalls von Bahia aus nach dem Parana aufmachte, denn sie alle fanden durch die verrätherische List der Indianer in diesem Flusse ihr Grab. Nun endlich sandte Kaiser Karl V. anno 1525 seinen Großsteuermann Cabot mit fünf Schiffen nach dem La Plata und dieser berühmte Seefahrer schiffte den Fluß aufwärts, bis er in den Paraguay gelangte, so daß man die erste genauere Kunde vom Paraguaylande Niemanden als ihm zu verdanken hat. Auch nahm er das ganze Parana- und Paraguaygebiet für die Krone Spanien in Besitz und legte am Einfluß des Rio Tercero in den Parana ein Fort an, welches unter dem Namen „Cabotsthurm“ bekannt wurde. Die erste eigentliche Niederlassung aber, nämlich die Stadt Buenos-Ayres, wurde erst zehn Jahre später durch Don Pedro de Mendoza, der anno 1535 mit vierzehn Schiffen und fast drei tausend Mann Besatzung ebenfalls auf Befehl Karls V. von Sevilla aus nach dem La Platastrom abfuhr, gegründet, und auf sie folgte dann zwei Jahre später am Einfluß des Pilco Mayo in den Paraguay die Stadt Assumption, welche von den Grenzen Perus und Brasiliens gleich weit entfernt liegt. Von da an begann die wirkliche Besitzergreifung des Landes, so wie dessen allmähliche Besiedlung durch die Spanier und es entstand das Vicekönigreich La-Plata, über welches im Namen des Königs ein von diesem ernannter Adelantado oder Generalkapitän herrschte. Doch wenn nun auch schon nach Kurzem noch mehrere Städte gegründet wurden, wie z. B. Ciudad Real anno 1557 am Einfluß des Piquiry in den Parana und Santa Fé anno 1570 am Rio de Salado, so darf man dabei durchaus nicht außer Acht lassen, daß alle diese Niederlassungen an den Hauptflüssen des Landes lagen, daß dagegen im Binnenlande selbst, also entfernt von jenen Verkehrsadern, die statt der Straßen dienten, auch nicht eine einzige Kolonie erstand. Im Gegentheil blieb dieses Binnenland durchaus uncolonisirt, durchaus ununterworfen und sogar durchaus unbekannt, denn die Spanier, welche sich in ihren eroberten Provinzen nur um Gold- und Silberminen kümmerten und von Ackerbau und Viehzucht, so wie von Industrie und Gewerben nichts

wissen wollten, bewiesen, wie allüberall in Amerika, so wie auch hier ein sehr schlechtes Colonisationstalent. Wollte doch Jeder von ihnen, der sich nach Amerika einschiffte, nur als Edelmann daselbst leben, und meinte, er verunreinige sich, wenn er sich auch nur zur allergeringsten Arbeit bequeme!

Unter solchen Umständen mußten die Generalkapitäne bald zu der Einsicht gelangen, daß die ihnen anvertrauten Provinzen sich nie gehörig entwickeln und nie zu Wohlstand und Ordnung gelangen könnten, wenn nicht die Eingeborenen des Landes, also die Indianer, zu tüchtigen Staatsbürgern herangezogen würden. Sie bildeten ja die weitaus größte Mehrzahl der Bevölkerung und aus ihnen allein konnten die so überaus nöthigen Arbeitskräfte gezogen werden! Allein wie war dieß zu bewerkstelligen? Nun natürlich — so lautete die Antwort — dadurch, daß man sie zu Christen machte, denn mit der christlichen Religion überkamen sie gleichsam unwillkürlich christliche Sitte, christliche Bildung, christliche Lebensweise. Schon Karl V. hatte daher den Statthaltern, die er nach La-Plata sandte, nichts so sehr eingeschärft, als das, daß sie Geistliche und Mönche zur Bekehrung der Indianer mitzunehmen hätten, und dasselbe that auch Philipp II. Auch kamen die Generalkapitäne diesem Befehle pflichtschuldigst nach und brachten insbesondere mehrere Franziskanermönche nach Paraguay, unter denen sich Franz Solano und Ludwig de Bolanjos rühmlichst auszeichneten. Ueberdieß wurde der Provinz Paraguay in der Person des Johann de Barros, ebenfalls einem Franziskanermönche, ein Bischof gegeben und die Stadt Assumption zu seinem Sitze erhoben, woselbst er auch anno 1554 seinen feierlichen Einzug hielt. Allein mit dem Christianisiren der Eingeborenen wollte es doch ganz und gar nicht vorwärts gehen und zwar aus zwei ganz gleich wichtigen Gründen. Zum ersten nämlich stand das Betragen der Spanier im schroffsten Gegensatze zu den Lehren der Milde und Barmherzigkeit, welche das Evangelium predigt, denn es ist nur allzubekannt, mit welcher unbarmherzigen Härte und Grausamkeit die eben so stolzen als unersättlichen Eroberer die von ihnen bezwungenen Eingeborenen behandelten, und die Letzteren hatten daher nicht die mindeste Begierde, dieselbe Religion anzunehmen, zu welcher sich ihre Quälgeister bekannten. Im Gegentheil haßten sie diese Religion

gerade so sehr als sie die Spanier haßten, und wenn sie sich auch hie und da aus Zwang, um noch größeren Mißhandlungen zu entgehen, taufen ließen, so kehrten sie doch sogleich zu ihrem alten Glauben zurück, so bald sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigte. Zum Zweiten herrschte ein förmlicher Mangel an Priestern und man traf ganze Ansiedlungen, in denen sich auch nicht ein einziger Vater befand. Niemand war da, die Jugend zu unterrichten, Niemand, um zu taufen und zu copuliren, Niemand, um den Sterbenden auf den Weg zur Ewigkeit die letzte Delung zu reichen; wenn aber auch je noch die Städte so glücklich waren, einen oder gar zwei Geistliche zu besitzen, so sah es im Indianerbekehrungsdepartement um so leerer aus und man mußte schon wegen dieses Mangels an Kräften, noch mehr aber deswegen, weil die wenigen vorhandenen Religiosen die Sprache der Indianer nicht verstanden, alle Hoffnung, die Ungläubigen zu bekehren, aufgeben. Und woher kam nun dieser große Abmangel? Einfach daher, daß das fast außer allem Weltverkehr stehende, der Civilisation noch gänzlich entbehrende Paraguay keinerlei Anziehungskraft auf die an Genüsse jeder Art gewöhnte katholische Priesterschaft ausüben konnte — daher, daß selbst die Bettelmönche der geringsten Sorte jenes entlegene, noch der ungebahnten Wildniß angehörende Land als eine Art von Strafexil ansahen, mit welchem Niemand freiwillig Bekanntschaft zu machen suchen konnte.

Siebzig Jahre lang, d. i. bis zum Jahre 1586, machte also die Bekehrung und Civilisation der Indianer in Paraguay nur sehr geringe oder beinahe gar keine Fortschritte; da kam dem neuernannten Bischof der gegen Chili hin gelegenen Provinz Tucuman, Don Franciskus de Victoria, der in seinem ganzen großen Sprengel noch kein Duzend Geistliche vorfand, der Gedanke, ob es nicht rätlich wäre, sich von dem Orden Jesu Hülfe zu erbitten. Die Noth muß sehr groß gewesen sein, denn sonst wäre Don Franciskus, der selbst dem Dominikanerorden angehörte, gewiß nicht auf diesen Gedanken gekommen; allein sei dem, wie ihm wolle: ihm, dem ersten Bischof von Tucuman, fiel es ein, den Beistand der Jesuiten in Anspruch zu nehmen, weil dieselben in den benachbarten Staaten Brasilien und Peru schon Bedeutendes im Bekehrungsfache geleistet hätten, und er schrieb deshalb sofort anno 1586 an die Provinziale

der beiden genannten Staaten, die Patres Anchieta und Atienza; diese aber entsprachen seinem Wunsche augenblicklich und sandten ihm gleich das erste Mal nicht weniger als acht Ordensmitglieder, indem sie ihm zugleich versprachen, deren nach Bedürfniß noch mehr folgen zu lassen. Ja nicht genug an dem, diese Acht *) waren keine gewöhnlichen Patres, nur geschickt, die Sacramente auszutheilen und eine Messe zu singen, sondern sie verstanden etwas, was die bisher als Missionäre verwandten Mönche nicht verstanden hatten, nämlich die Sprache der Indianer, dieweil gerade hierauf in allen Jesuitencollegien Brasiliens und Peru's mit allem Eifer hingewirkt wurde, und somit konnten sie sich gleich von Anfang an mit den Eingebornen in ein gutes Vernehmen setzen.

Dies war der Anfang der jesuitischen Niederlassung in diesem Theile Amerikas — wie man sieht, ursprünglich ein sehr bescheidener und unschuldiger Anfang, allein sowohl die Bescheidenheit als die Unschuld verloren sich schon nach wenigen Jahren und an ihre Stelle trat das vollkommenste Gegentheil. Von der Stadt und Provinz Tucuman aus nämlich besuchten die Patres nach einander die übrigen Städte des Landes, insbesondere Cordua und Assumption nebst der weittläufigen Provinz Guayra (letztere bereisten insbesondere die Patres Ortega und Fields, welche der guayranischen Sprache vollkommen mächtig waren), und je länger sie sich in der Gegend umfahen, um so mehr fanden sie Gefallen an derselben. Sie trachteten daher vor Allem darnach, sich „häuslich“ niederzulassen, gerade wie sie es auch in Indien, Japan und China gehalten hatten; doch währte es volle drei Jahre, bis sie ihr erstes Besitztum erhielten und überdieß mußte dieses erste Besitztum ein sehr modestes, ja fast ein geringfügiges genannt werden, denn es bestand

*) Der Curiosität wegen will ich die Namen dieser acht ersten Jesuiten hieher setzen. Sie hießen: Franciscus Angulo, Alphonso Barsana, Juan Villegas, Emanuel de Ortega, Stephan Grao (eigentlich Grau, denn er war ein Deutscher), Juan Salonio, Thomas Fields (ein Schottländer) und Paolo Arminio. Alle waren „Patres“ und also zu jeglicher gottesdienstlichen Handlung berechtigt; als Oberer derselben aber, oder wie man sagte als Superior fungirte der Pater Arminio.

nur aus einem kleinen Wohnhause im Städtchen Villarica nebst einer eben so kleinen Kapelle daneben. Von nun an aber ging es was man sagt, im Galopp mit ihnen vorwärts, und da ihnen von Peru und Brasilien eine große Anzahl neuer Mitglieder zu Hülfe gesandt wurde, unter denen sich mehrere, wie z. B. die Patres Romero, Caspar de Monroy, Juan Viana und Marcel Lorenzana besonders auszeichneten, so konnten sie ein paar Jahre später bereits daran denken, ein Collegium zu errichten. Solches geschah anno 1593 in der Stadt Assumption, der Hauptstadt von Paraguay, und die spanische Einwohnerschaft derselben, den Gouverneur nebst dem hohen Adel an der Spitze, steuerte freiwillig eine solch große Summe zusammen, daß man das Anwesen nebst der daran stoßenden Kirche wirklich recht prächtig herrichten konnte. Auf dieses Collegium folgte anno 1599 ein Missionshaus in Cordua mit einer großartigen Kathedrale und es war alle Aussicht vorhanden, daß in der nächsten Zeit ähnliche Etablissements in Santafé, so wie noch in mehreren andern Städten gegründet werden könnten. Hiezu kam es jedoch nicht, denn mit dem Jahr 1602 wurde mit dem ganzen Dasein der Jesuiten in Paraguay eine vollständige Neugestaltung vorgenommen.

Bisher hatten die Jesuiten als wahre Missionäre gewirkt, d. h. sie hatten zwar da und dort Grundeigenthum erworben und sogar, wie wir gesehen haben, ein Collegium nebst einem Missionshaus erbaut; dagegen waren sie diese ganze Zeit über stets „auf Reisen“ begriffen und zogen von einem Distrikt, von einem Volkstamm zum andern, um überall das Kreuz Christi zu verkündigen. Solches ewige Hin- und Herreisen aber war wegen der großen Entfernungen, in der die Ansiedlungen von einander lagen, mit großen Beschwerlichkeiten verknüpft und überdieß konnte man darauf zählen, daß die Indianer, so bald die Missionäre weiter zogen, alsbald wieder zu ihrem heidnischen Glauben zurückkehrten. Somit konnte man sich's nicht verhehlen, daß man, wenn man „bleibend“ auf die Eingebornen einwirken wollte, nothwendigerweise „stabile“ Wohnsitze bei ihnen nehmen und das Herumreisen aufgeben mußte. Das war die eine Erfahrung, die man bis dato gemacht hatte. Die zweite bestand darin, daß die Jesuiten nunmehr genau wußten, wie es im Innern des ungeheuren Ländergebiets, das man Paraguay

nannte, aussah, während den Spaniern das gesammte Land außer den paar Städten an den großen Strömen und deren Umgebungen ein tiefes Geheimniß geblieben war. Letztere waren z. B. den Uruguay noch nicht weiter hinaufgekommen, als bis zu dem ersten Wasserfall, und eben so unbekannt blieben sie mit dem ganzen großen Territorium, das zwischen dem Uruguay und Parana, so wie zwischen dem Parana und Paraguay lag; am allerwenigsten aber hatten sie sich die Mühe genommen, mit den verschiedenen Stämmen, welche diese Gegenden bewohnten, bekannt zu werden oder gar deren Freundschaft zu gewinnen, sondern ihr ganzes Trachten ging vielmehr dahin, allen den Eingebornen, die sie sich unterwerfen konnten, ein so hartes Joch, als nur irgend möglich, aufzuerlegen und sie zur angestrengtesten Sklavenarbeit auf ihren Pflanzungen oder, wie man in Paraguay sagte: „Commanden“ anzuhalten. Solches alles und noch viel Mehreres wußten die in Paraguay wirkenden Jesuiten nur zu genau und berichteten es wie natürlich der Wahrheit getreu nach Rom an ihren General. Und dieser? Nun derselbe hieß Claudio Aquaviva, und er, ein Mann von ganz außerordentlichen Verstandesgaben und eben so großer Thatkraft, entwarf, auf die genannten Erfahrungen gestützt, sofort einen Plan, wie der größte Theil Paraguay's unter der Hand und ohne daß eine weltliche Regierung sich einmischen könnte, der Gewalt des Ordens Jesu zu unterwerfen wäre. Der Plan war unendlich klug angelegt und die Ausführung desselben wurde einem nicht minder klugen Manne anvertraut, nämlich dem Pater Stephan Paez, welchen Aquaviva als Visitator sämmtlicher Ordenshäuser der neuen Welt nach Paraguay sandte. Derselbe kam im Jahr 1602 in der Stadt Salta an und gebot sogleich allen Professoren, vor ihm zu erscheinen. Dann nahm er einen Jeden einzeln vor und fragte ihn genau über alle Einzelheiten aus, indem er ihm zugleich das Nöthige über die künftige Organisation des Ordens in Paraguay mittheilte; zuletzt aber versammelte er alle Anwesenden, hielt eine große Ansprache an sie, und verkündete ihnen schließlich die Befehle des Generals. Sie gingen, wie schon angedeutet, dahin, daß in Paraguay ein eigener christlicher Staat gegründet werden solle, welchen der Jesuitengeneral von Rom aus als unumschränkter Monarch

beherrschen sollte, und um diese großartige Maßregel durchzuführen, ward jedem Professen vorgeschrieben, was er zu thun habe.

Von jetzt an war jeder Schritt, den die Jesuiten in Paraguay thaten, ein stets zum voraus genau abgemessener, und wenn auch nur langsam, oft sogar mit Umwegen vorwärts geschritten wurde, so ging's doch immer unverrückt dem Einen großen Ziele entgegen. Vor allem galt es, die Indianer für sich zu gewinnen, und die jesuitischen Missionäre fingen daher einstimmig an, mit ungemeinem Eifer gegen die gräßliche Unterdrückung, unter welcher die Eingebornen seufzten, loszuziehen. „Die Commanden, auf denen die armen Rothhäute als Sklaven arbeiten müßten, seien ein Gräuel in den Augen Gottes“, riefen sie, „und wenn es noch länger so fortgehe, so müsse in Kurzem eine totale Entvölkerung eintreten.“ Solche und ähnliche Worte erregten zwar den Haß der Spanier nicht wenig und die Herren Jesuitenpatres hatten in Folge dessen in den nächsten paar Jahren manche Unbill auszustehen. Ja sie wurden aus mehreren Städten wie aus Cordua und San-Jago geradezu vertrieben, aber sie gewannen um so mehr Anhänger unter den Rothhäuten, und insbesondere gelang es ihnen, einen nicht unbeträchtlichen Theil der großen Nation der Guaranés, d. i. der Bewohner von Guayra zu bekehren und sich zu befreunden. Vor der spanischen Eroberung nämlich war der Stamm der Tubinambas-Indianer bei weitem der gewaltigste in Paraguay und eben diesem Stamme, der sich durch eine besondere Wildheit auszeichnete, sind die Grausamkeiten zuzuschreiben, welche so vielfach gegen die eindringenden Weißen begangen wurden. Sie, die Tubinambas, schlachteten ihre Gefangenen; sie achteten Menschenfleisch für die köstlichste Speise unter der Sonne; sie wehrten sich bis auf's Blut vor dem Gotte der Christen! Weil sie nun aber nach jahrelangen Kämpfen einsehen lernten, daß die Waffen der Weißen ihnen überlegen seien, faßten sie den kühnen Entschluß, ihrem Vaterlande den Rücken zu bieten, und, diesen Entschluß sofort ausführend, zogen sie sich weit zurück in die Wildnisse des Urwalds bis zu dem breiten Thal des Marañon oder Amazonenstroms hin, bis wohin die Bläßgesichter — so hofften sie — nicht vorzudringen wagen würden. Die weiten Ebenen des Paraguay, Parana und Uruguay blieben also von jetzt an den andern Stämmen überlassen, welche

bisher in einer Art Abhängigkeit von den Tubinambas gestanden hatten, und als solche werden genannt die Apiakas und Cahahivas, die Galchaquis und Lulles, die Frontones und Dmacuguakas, so wie vor allen die Guaranis, welche zahlreicher waren, als die übrigen fast alle zusammen. Diese letztere Thatsache schon mußte die Aufmerksamkeit der jesuitischen Missionäre auf sie wenden; noch mehr aber die weitere Thatsache, daß sie den wenigst wilden Charakter von allen in Paraguay lebenden Nothhäuten hatten. Im Gegentheil konnte man ihnen eine Art von Civilisation nicht absprechen, denn sie lebten, von erblichen Kaziken oder Clanhäuptern regiert, in Dörfern zusammen und nährten sich fast durchaus von dem Korn oder Mais, den sie pflanzten, während die übrigen Stämme nomadisirend umherstreiften und die Jagd allein für die eines Mannes würdige Beschäftigung erachteten. Dagegen lastete auf ihnen auch der Vorwurf des Abmangels an kriegerischem Geist, so wie des Abmangels an Energie, und sie fügten sich daher, obwohl in ihrem Innersten vom tiefsten Haß erfüllt, in den spanischen Commanden dem Arme des Weißen, der sie wie Lastthiere behandelte. Natürlich übrigens war die Zahl derjenigen, welche auf den spanischen Domänen lebten, eine sehr geringe gegenüber von der großen Masse derer, die jene großen Distrikte des Binnenlandes bewohnten, von welchen ich schon weiter oben bemerkt habe, daß sie den Spaniern noch ganz unbekannt geblieben seien, und man darf also mit Sicherheit behaupten, daß wohl neun Zehnthelle der Guaranis das Joch der Unterdrückung noch nicht fühlten; die Angst aber, sich dieses Joch bald auferlegt zu sehen, erfüllte sie bereits jetzt und darum nahmen sie auch die Predigt der Jesuiten gegen die spanische Tyrannei mit so großem Wohlgefallen auf.

So stand es um die Guaranis in Paraguay zu der Zeit, als die Jesuiten den Entschluß faßten, ein eigenes Reich daselbst zu errichten, und es wird nun Niemanden mehr verwundern, warum es ihnen so leicht gelang, dem Christenthum dorten Eingang zu verschaffen. So wie sie aber so weit waren, gingen sie daran: in den Distrikten, in welche die Spanier bis jetzt noch nicht gedrungen waren, die bis dato in kleinen Dörfern zerstreut lebenden Einwohner in

größere Gemeinden zu vereinigen, welche sie Bourgaden oder Reduktionen, d. h. zum christlichen Glauben „reducirte“ Gemeinden nannten, und gaben dann jeder Reduktion zwei geistliche Hirten, den Einen, der immer ein längst bewährtes Ordensmitglied sein mußte, unter dem Titel eines Pfarrers und Seelsorgers, den Andern, meist einen jüngeren, eben erst aus Europa angekommenen Genossen, unter dem Titel eines Vikars. Diese Einrichtung war, wie wir gleich sehen werden, die Grundlage ihrer christlichen Republik oder wenn man lieber will, ihres theokratischen Staates, und dieselbe hatte ein solch unschuldiges Aussehen, daß ihnen dabei — wenigstens im Anfang — weder von Seiten der Spanier, noch von Seiten der Guaranis bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Den Indianern nämlich sagten die Söhne Loyola's, daß verschiedene kleine Gemeinden, die auf vielen Meilen zerstreut liegen, ganz unfähig seien, sich gegen etwaige Angriffe der Spanier zu vertheidigen; wenn sie dagegen in eine Bourgade von acht bis zehntausend Köpfen zusammenzögen, so könnten sie sich der erobersüchtigen weißen Abenteurer mit Leichtigkeit erwehren, und dieß leuchtete natürlich dem Verstand der Rothhäute vollkommen ein. Eben so wenig hatten sie gegen die „geistlichen Hirten“ etwas einzuwenden, denn man ließ ihnen ihre bisherigen Kaziken und Oberen unter dem Titel von Corregidoren oder Alcalden und gab dem Seelsorger nur das Oberaufsichtsrecht. Zu deutsch: die Indianer durften sich ihre weltliche Obrigkeit wie früher selbst wählen und die Jesuiten knüpften bloß die Bedingung daran, daß diese Obrigkeit bei allen Strafen, die sie verhängte, so wie überhaupt bei allen wichtigeren Entscheidungen zuvor die Genehmigung der geistlichen Hirten einzuholen hätte. War das zu viel verlangt? Ach, die guten Patres handelten ja so überaus liebevoll und väterlich und somit mußte man ihnen auch das Recht eines Vaters gegenüber von seinen Kindern einräumen!

Nicht minder „grundehrlich“ stellten sie die Sache dem Könige von Spanien, ihrem großen Beschützer und Freund, Philipp III., dar, d. h. sie erklärten in mehreren weitläufigen Eingaben an ihn und seinen hohen Rath für Indien, daß das Haupthinderniß einer

schnelleren und nachhaltigeren Ausbreitung des Christenthums in Paraguay und am La-Plata nur allein in den dahin gekommenen Spaniern liege, denn dieselben seien fast ohne Unterschied solch hochmüthige, habfüchtige, grausame, gotteslästerliche und grundlos liederliche Menschen, daß die Eingeborenen dieser schlimmen Christen wegen einen Abscheu vor dem Christenthum selbst bekommen müßten. Ueberdem würden die Indianer von den königlichen Statthaltern und Beamten auf die schändlichste Weise mißhandelt und es sei dadurch ein grimmer Haß unter ihnen gegen alles, was spanisch heiße, erwacht. Demgemäß müsse man diese armen Menschen, wenn man hoffen wolle, sie in den Schooß der Kirche zu bringen, ebensowohl vor der Tyrannei der Statthalter, als dem bösen Beispiel der Spanier bewahren und dieses beides sei nur dadurch möglich, wenn man ihnen, den Jesuiten erlaube, den längst gehegten Plan der Errichtung einer christlichen Republik in Paraguay durchzuführen. „In dieser christlichen Republik nämlich dürfe kein weltlicher spanischer Statthalter angestellt werden, sondern die Indianer sollten vielmehr darinnen unter ihrer, der Jesuiten alleiniger Aufsicht ein ruhiges, einträchtiges und nach Art der ersten Christen gemeinschaftliches Leben führen, so daß ein wahrhaft paradiesischer Unschuldszustand hergestellt würde; der Macht des Königs selbst aber vermöchte dadurch kein Schaden zu erwachsen, denn die sämtlichen Mitglieder der christlichen Republik hätten ihn als ihren Oberherrn anzuerkennen und jede erwachsene Mannsperson müßte ihm einen Thaler Tribut per Jahr bezahlen.“ Das war der grundehrliche Vorschlag, den die Jesuiten dem Könige Philipp III. machten, und da sie damals noch fast allmächtig am spanischen Hofe waren, so wurde selbiger Vorschlag nicht nur anno 1609 von jenem Könige wirklich genehmigt, sondern auch später anno 1649 und 1663 unter Philipp IV. in allen seinen Theilen bestätigt, trotzdem ein kluger Staatsmann mit Leichtigkeit hätte ermessen können, wie die Könige Spaniens dadurch zu bloßen Scheinregenten in der christlichen Republik Paraguay herabgewürdigt würden. Allein die Rätthe und Minister am allerkatholischsten Hofe der Welt waren damals wie mit Blindheit geschlagen und erst ein gutes Jahrhundert später sollte ihnen der Deckel von den Augen springen.

Die erste Reduktion, die noch vor 1609 gegründet wurde, erhielt den heiligen Namen Loretto und entstand am Einfluß des Pirape in dem Paranagane durch die Bemühungen der beiden Patres Maceta und Cataldino, welche etwa sechzig kleine dort befindliche guaranische Dörferchen in eine einzige große Commune zusammenschmolzen. Auf Loretto folgte zunächst die Bourgade St. Ignatius und auf diese wieder eine dritte und vierte, bis endlich nach Verfluß von kaum zwei Jahrzehnten ihre Zahl auf dreißig mit je neun bis zehntausend Einwohnern stieg. Die innere Einrichtung war in allen dieselbe, d. h. sie wurden von einem Jesuitenpater, dem ein Vikar zur Beihülfe und zugleich auch zur Aufsicht zur Seite stand, regiert und dieser Pater stand dann wieder unter dem Superior, welcher über eine Diöcese von fünf bis sechs Kirchspielen gesetzt war; die Beaufsichtigung und Lenkung der Diöcesen aber lag dem in Assumption residirenden Provinzial ob, welcher seine Befehle unmittelbar von dem General in Rom erhielt. Man sieht hieraus, daß die Jesuiten keineswegs planlos zu Werke gingen, sondern daß sie vielmehr ihre christliche Republik so gut oder besser organisiert hatten, als es irgend ein weltlicher Monarch zu thun im Stande war. Auch kamen die Indianer bei dieser Regierungsweise, so weit man aus dem ersten Anblick schließen konnte, durchaus nicht schlecht weg, denn sie wurden mit aller Sorgfalt zu guten Bürgern herangezogen und vor Allem daran gewöhnt, eine regelmäßige Beschäftigung zu ergreifen. „Müßiggang ist aller Laster Ursprung,“ dachten die Jesuitenpatres und diesen Grundsatz wandten sie auf ihre sämtlichen Unterthanen an, dieselben mochten einem Alter oder Geschlechte angehören, welchem sie wollten; doch nahm man Rücksicht auf Körperconstitution, so wie beinahe immer auch auf Neigung und Talent. Ackerbau und Viehzucht standen natürlich oben an und die meisten erwachsenen Männer wurden daher auf dem Felde beschäftigt, wobei ihnen die älteren Knaben an die Hand zu gehen hatten; den Weibern und Mädchen dagegen gab man eine bestimmte Portion Flachs oder Baumwolle und diese mußten sie in einer bestimmt vorgeschriebenen Zeit gesponnen haben. Uebrigens auch die Gewerbe nebst den Künsten wurden nicht vernachlässigt und eine jesuitische Chronik berichtet darüber wörtlich Folgendes: „In den Gewerben kommen wir täglich weiter und un-

ferer Völker werden uns immer nützlicher. Nachdem wir ihnen das Ziegel- und Kalkbrennen gelehrt haben, bauen wir die prächtigsten Kirchen und Häuser und unsere Schreiner und Glaser wissen sie sehr zierlich von innen auszuschnücken. Andere spinnen das feinste Garn und weben dann prächtige Tücher und Decken daraus. Wieder Andere verfertigten Hüte oder beschäftigen sich mit dem Schuhwerk und was dergleichen mehr ist. Selbst in dem Klöppeln der Spitzen sind sie erfahren, und wenn wir eine recht schöne und breite zu einer priesterlichen Alben haben wollen, so verfertigen sie die Frauen nach einem gegebenen Muster mit einer solchen Geschicklichkeit, daß man keinen Unterschied zwischen Original und Nachahmung gewahr wird. Ein Mann machte vor Kurzem eine Orgel nach dem Muster einer europäischen, und zwar so vollkommen, daß ich wirklich staunte. Ein Anderer hat das Missale nach der schönen Antorfer Ausgabe dergestalt genau abgeschrieben, daß man die Abschrift ebenfalls für ein gedrucktes Exemplar halten sollte. Sie verfertigen Trompeten und alle musikalischen Instrumente, sie machen die vollkommensten Wand- und Sackuhren und sie malen unverbesserlich schöne Stücke. Mit einem Wort, sie machen alles nach, was wir nur wollen und zeigen sich also als eben so gelehrt wie fleißig, so bald wir sie nur gehörig zur Arbeit anhalten.“ *) Diesem allem nach läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß die Indianer unter der Jesuitenherrschaft zu wirklich nuzbaren und nützlichen Menschen auferzogen wurden, und für diese ihre Leistungen kann man der Gesellschaft Jesu seine Bewunderung nicht versagen; allein nun kommt auch die Schattenseite und diese überwiegt wohl die Lichtseite um ein Bedeutendes. In geistiger Beziehung nämlich erhielt man die Indianer auf der Stufe der tiefsten Unwissenheit und ihre ganze Religion bestand in einem krassen Wunderglauben, wobei sich die Jesuiten als die Orakel Gottes hinstellten. Dieser Gott selbst war aber nur für die weißen Patres da, welche eine Klasse von höheren Wesen bildeten, und die Guaraniß wurden daher bei schwerer Pön angehalten, diesen höheren Wesen stets mit der allertiefsten Ehrfurcht zu begegnen. Ja mit solcher Ehrfurcht, daß man deren

*) Solches Alles steht wörtlich zu lesen in des Franz Xaver de Charlevoix Geschichte von Paraguay. Theil II. Vorrede pag. 3. 4.

Befehle nur auf den Knien empfangen durfte und es schon für einen hohen Gewinn halten mußte, den Ärmel oder den Rocksaum der heiligen Väter zu küssen! Aus dieser geistigen Kindschaft sollten sich die Guaranis nie emancipiren, und das Hauptmittel, sie darin zu erhalten, war die Furcht und die Einschüchterung. Deswegen schmückte man auch jede Kirche mit Heiligenbildern der sonderbarsten Art aus, nämlich mit Statuen von wahrhaft riesigen Dimensionen mit furchtbaren Mienen und drohenden Geberden, mit Statuen, deren bewegliche Glieder und rollende Augen die armen Indianer mit wahrer Todesangst erfüllten, und einen solchen aberwitzigen Glauben nannte man dann Christenthum! Wie nun aber die Freiheit des Geistes auf alle Weise niedergehalten wurde, ebenso auch die politische und sociale Freiheit. Kein Einziger ihrer Unterthanen durfte daran denken, sich durch sein Talent, seinen Fleiß, seine Energie auf eine höhere sociale Stufe, als seine Standesgenossen, zu erheben, sondern er blieb ein Werkzeug in den Händen der Patres, die ihn nach ihrem Belieben leiteten, ihm nach ihrem Belieben diese oder jene Beschäftigung anwiesen. Eben darum gab's in der guaranischen Republik auch kein Eigenthum, selbst nicht das geringste, obwohl deßhalb doch keineswegs ein wirklicher und wahrer Communismus eingeführt wurde. Vielmehr mußten alle Erzeugnisse des Ackerbaus und der Industrie in die jesuitischen Lagerhäuser abgeliefert werden und dagegen gab man den Indianern täglich so viel, als sie zum nothdürftigsten Unterhalt bedurften. Man darf also mit Recht sagen, daß die armen Unterthanen der Jesuiten nichts anderes waren als Sklaven und zwar Sklaven im vollsten Sinne des Wortes; allein diese Sklaverei wurde so ungemein in Zucker eingewickelt und mit solcher väterlichen Milde ausgeübt, daß die Guaranis in ihrer Kindlichkeit gar nichts Besseres wünschten. Gab's doch fast jeden Abend einen fröhlichen Tanz, zu welchem eine in der Musik wohl unterrichtete Bande von Eingeborenen aufspielte, und wurden doch selbst die schwereren Arbeiten im Feld stets durch ermunternde Melodien einiger mitgenommenen Trompeter und Pfeifer erleichtert, während an Sonn- und Feiertagen ohnehin sowohl in den Kirchen als außerhalb derselben die fröhlichsten Tänze und Schauspiele an der Tagesord-

nung waren! *) An Lustbarkeiten ließ man es also nicht fehlen, nur waren diese Lustbarkeiten immer darauf berechnet, die Indianer im Zustand der Kindheit zu belassen und sie nie zu denkenden Menschen heranwachsen zu lassen. Eben aus diesem Grunde sorgte man auch mit der emsigsten Sorgfalt dafür, daß nie ein Europäer seinen Fuß in eine der jesuitischen Reduktionen setze, denn was wäre mehr zu fürchten gewesen, als die ansteckende Aufklärung, die von solchen Fremden ausgehen konnte? Insbesondere verweigerte man den Spaniern den Eintritt in das jesuitische Gebiet und ermunterte die Indianer sogar dazu, gegen derartige Besucher gewaltthätig einzuschreiten, d. h. sie mit den Waffen in der Hand aus

*) Der Jesuitenpater Charlevoix berichtet über diesen Gegenstand wörtlich so: „Es ist in Spanien ein alter Brauch, daß an Festtagen Tänze durch Kinder aufgeführt werden. Diesen löblichen Brauch haben auch die Missionäre angenommen und ihn zu Bekehrung der Heiden in ihren Kirchen eingeführt. Wozu ich denn auch vier und zwanzig der Geschicktesten auf's Beste abrichtete und an solchen Tagen dergestalt brauchte, daß es zu allgemeiner Freude und großer Erbauung gerieth. Bald machten sie die künstlichsten Tänze, bald spielten sie Ritterspiele, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Bald tanzten sie auf sechs Ellen hohen Stelzen, bald auf dem Seil; oder rannten mit Lanzen nach den Ringeln. Ein andermal ließ ich sie kleine Comödien vorstellen, welches alles sie, obwohl nach meiner vielen Mühe, in ihre dicken Köpfe brachten und auf's zierlichste vorstellten.“ — Ein anderer Bericht aus einer Reduktion äußert sich folgendermaßen: „Darauf (nach der Visitation der Schule nämlich) gehe ich zu denen Musikanten und höre ihren Gesang; jetzt die Discantisten, deren ich achte, der Altisten, deren ich sechs, der Tenoristen ohne Zahl, der Bassisten aber sechs habe. Nachdem blasen vier Trompeter, acht Schallmeien und vier Cornetisten auch ihre Lektion. Drauf instruire ich die Harfisten, deren sechs, die Organisten, deren vier, der Tiorbisten, deren einer ist. Einen andern Tag nehme ich die Tänzer zur Hand, und lehre sie solche Tänze, wie wir in den Komödien haben. Es ist hier höchst von nöthen, die Unglaubigen mit dergleichen Sachen einzunehmen, und mit denen äußerlichen Kirchengeprägungen ihnen eine innerliche Neigung zur christlichen Religion einzudrücken, weßwegen wir alle Festtage nach der Vesper und vor dem Hochamte etliche Bublein schön ankleiden, daß sie alsdann in der Kirche, allwo die ganze Gemeinde versammelt ist, besagte Tänze anstellen. Diese halten wir auch in den officiellen Processionibus, allwo vor dem Venerabile nicht anders, als vor Zeiten David vor der Bundeslade, Etliche zu tanzen pflegen.“ Siehe Charlevoix Bd. II., pag. 7. 8. 21. Vorrede.

dem Gebiet fortzujagen. Auch gehorchten die Guaranis solchen Aufforderungen mit aller Bereitwilligkeit, weil ihnen die Jesuiten den Glauben beibrachten, die Spanier kämen nur, um ihre Ländereien in Besitz zu nehmen und sie zu denselben Frohndiensten zu zwingen, an denen so viel Tausende ihrer Brüder in den Commanden wegen Ueberarbeitung schon zu Grunde gegangen seien. Damit aber den Guaranis selbst die Möglichkeit einer Annäherung an einen Fremden genommen würde, lehrte man in den Schulen nur allein die guaranische Sprache und schnitt so jede Verständigung mit Anderredenden schon im Keime ab. Ja schließlich gingen die Jesuiten sogar so weit, in jeder Reduktion oder Bourgade ein bewaffnetes Corps — Reiterei wie Fußvolk — zu errichten und mittelst dieser wohlbewaffneten, vortrefflich einexerzirten und selbst mit Artillerie versehenen Schaaren konnte man leicht über jeden Versuch von Fremden, die Grenzen der christlichen Republik zu überschreiten, selbst wenn er von einem größeren Trupp ausging, Herr werden.

Auf diese Art constituirten die Jesuiten ihre christliche Republik in Paraguay und sie wußten dieß ihr ureigenes Königreich bald weit über die Grenzen der Provinz Guayra auszudehnen, so daß es in Kurzem alle Ländereien rechts und links vom Paraguay bis nach Brasilien hin umfaßte; nach Europa aber drang von diesem ihrem ungeheuren Besitzthum, weil sie es nach allen Seiten hin fest verschlossen hielten, fast anderthalb Jahrhunderte lang entweder gar keine oder nur eine unsichere Kunde, und selbst am Hof zu Madrid wußte man nichts Näheres darüber zu sagen, obwohl der König von Spanien „nominell“ als Oberherr von Paraguay galt. Ich sage „nominell“, denn nie seit 1609 bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts übte er irgend eine Autorität in jener Republik aus, und selbst das Kopfgeld, das die Jesuiten kontraktlich alle Jahre an die spanischen Könige zu bezahlen hatten, floß so spärlich, daß man hätte glauben können, dieselben besäßen der Unterthanen keine dreißig oder vierzig Tausend, während es doch deren mindestens zehnmal so viel waren. Doch eben diese übergroße Gewalt, welche der Orden Jesu im südlichen Amerika erlangte — eben dieses unumschränkte Königthum, das den General der Jesuiten in Rom den mächtigsten Monarchen der

Welt gleichstellte, sollte die Hauptursache des Sturzes der gefürchteten Gesellschaft werden und wie dieß so kam, das mag der Leser aus dem vierten, fünften und sechsten Buche dieses Werkes erfahren.

So viel von den jesuitischen Missionen in fernen Welttheilen oder besser gesagt von dem Riesenmäßigen des Wachsthums der Gesellschaft Jesu in Asien, Afrika und Amerika!